

wurstförmig zusammengedrehte Kleidungsstücke, Tee und Nahrung in Tüten, aufblasbare Kunststoffkissen, vor allem aber dünnes Eisengestänge und Plastikfolien, mit denen sich die Kumpel ein Notdach fertigen sollten. Denn immer wieder prasselte Gestein von der Decke des Bruchs — des Bergmanns Urbedrohung.

Fallender Fels ist die weitaus häufigste Unfallursache im risikoreichen Berufsleben des Bergmanns: In jedem Jahr verunglücken in den westdeutschen Gruben weit mehr als hunderttausend Kumpel; andere Berufsgruppen haben eine niedrigere Unfallquote (siehe Graphik Seite 35).

1958 wurden im Bergbau der Bundesrepublik 186.970 Unfälle registriert, 1962 waren es 130.680; 771 Bergleute wurden vom einstürzenden Berg erschlagen oder verbrannten in den Flammen von Schlagwetter-Explosionen.

Alein im Ruhrrevier wurden im letzten Jahr 86.477 Unfälle gezählt. Fritz Pott, Vorstandsmitglied der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie: „Das bedeutet, gemessen an der Zahl der Untertage-Beschäftigten\*, daß etwa jeder dritte Mann an der Ruhr ... einen Unfall hatte.“

Nach dem Unglück auf der Heessener Grube „Sachsen“, bei dem — am 9. März

\* Im Jahre 1958 waren im westdeutschen Bergbau 600.000 Personen beschäftigt. Seitdem haben 170.000 Bergleute die Gruben verlassen. Die Steinkohlenbergwerke Mathias Stinnes AG zum Beispiel bilden in ihren Lehrwerkstätten heute nur noch 155 Lehrlinge aus — 1955 waren es 1500.

1962 — 31 Bergleute umkamen, konstatierte Bergwerksdirektor Werner Hofmann: „Wir Bergleute wissen, daß die Erde ihre Schätze ohne Opfer nicht hergibt.“

Das Unfall-Risiko, die Arbeit in der Düsternis (Kumpel-Deutsch: „Hinter der Hacke ist es duster“) fördert eine psychische Disposition, die wiederum unfallträchtig ist. Karl Schneider, der frühere Leiter der Bergwerksdirektion Gladbeck, formulierte es vor Jahren so: „Der Bergmann in seinem engen Loch unter Tage reagiert sehr stark auf seelische Impulse. Wenn er gallig ist, paßt er nicht auf.“

Daß sich die Bergleute unter Tage auch heute noch als „moderne Sklaven“ fühlen, erkannten die evangelischen Pfarrer Gert Leipski und Helmut Disselbeck, die im Ruhrrevier selbst längere Zeit vor Ort arbeiteten und ihre Erfahrungen zu Beginn dieses Jahres in der „Gewerkschaftlichen Rundschau“ veröffentlichten. Sie schrieben: „Was der Kumpel tun muß, ist für ihn malochen, würgen, krücken, torfen, wühlen und schuften, aber nicht arbeiten.“

Und: „Der Kumpel fühlt sich weithin bei seiner Arbeit nicht als Mensch.“ Immer wieder mußten die Geistlichen vernehmen: „Wenn in der Förderung etwas passiert, dann ist alles auf den Beinen, dann regt man sich auf und bringt sich um; aber wenn ich kaputtgehe, dann kräht kein Hahn danach.“

In Lengede kümmerte sich der Staatsanwalt um das Schicksal der Bergleute.

Er — nicht die Bergbehörde, wie sonst üblich — leitete unmittelbar nach der Katastrophe Untersuchungen ein, „damit nicht von vornherein gesagt wird: Da kommt nichts 'raus“ (Staatsanwalt Topf). Das Bergamt in Hildesheim wurde nur zur Beratung hinzugezogen. Dazu Direktor Stein: „Das halte ich für verkehrt, weil dadurch viel Zeit verlorengelassen und Herren tätig sind, die nur wenig vom Bergbau verstehen.“

Daß sich die Staatsanwaltschaft unmittelbar einschaltete, entsprang offenbar dem Wunsch, eine mögliche Interessenkollision zu vermeiden: Leiter des Bergamts Hildesheim und damit für die Erzgrube „Mathilde“ zuständiger Bergrevierbeamter ist der Oberbergrat Dr.-Ing. Wilhelm Ferling, Vater des Lengeder Bergwerksdirektors Dr.-Ing. Peter Ferling.

Neben dem Ursachen-Komplex befaßte sich der Staatsanwalt auch mit der meistdiskutierten Frage der letzten Woche: wie es geschehen konnte, daß die elf Eingeschlossenen so spät entdeckt wurden. In den Schlagzeilen der Tagespresse spiegelte sich die Problematik: „Antworten Sie, Herr Direktor“ — „Es wurde alles getan“ — „Tumult gegen Direktion: Kumpel klagen an“.

Die von Journalisten registrierte „explosive Stimmung“ in Lengede kam auf, als einige Bergleute kundtaten, sie hätten schon Tage vor der auf den „alten Mann“ angesetzten Bohrung darauf hingewiesen, daß dort Überlebende sein könnten. Aber weder ein Mitglied des



Eberhard Au

## DIE DAHLBUSCH-BOMBE

Die Technik zur Rettung verschütteter Bergleute wurde vor acht Jahren, im Mai 1955, auf der Grube „Dahlbusch“ in Gelsenkirchen-Rothhausen revolutioniert. Damals ging in Gelsenkirchen in 855 Meter Tiefe ein Schacht zu Bruch, und drei Bergleute wurden verschüttet. Die Eingeschlossenen konnten zwar durch eine dünne Versorgungsleitung, die vom darunterliegenden Stollen aufgebohrt worden war, mit Lebensmitteln versorgt werden. Aber die Rettung schien aussichtslos: Die Bergleute hätten nur durch einen breiten Bohrschacht nach oben oder unten aus ihrem Gefängnis ausgeschleust werden können. Das aber war im Bergbau noch nie versucht worden; Rettungsgerät für ein derartiges Unterfangen gab es nicht. Über Tage sann Diplomingenieur Eberhard Au, damals 34jähriger Wirtschaftsingenieur der Grube, auf Abhilfe. Er fand sie: Be-



raten von Betriebsdirektor Molwitz und den Technikern Bischoff und Mosblech, entwarf er auf einem Fetzen Papier ein zigarrenförmiges, zweieinhalb Meter langes Gebilde mit einem Durchmesser von 40 Zentimetern und einer Wandung aus vier Millimeter starkem Stahlblech. Es ging unter dem Namen „Dahlbusch-Bombe“ (Bild) in die Geschichte der Rettungstechnik ein. In Tag- und Nacharbeit wurde der Rettungstorpedo zusammengeschweißt und oben und unten mit Halte-Osen versehen. Dann ließ der Ingenieur durch das Gestein ein 406 Millimeter weites Loch zu den Eingeschlossenen bohren; die Bombe wurde eingeschoben: Nacheinander kletterten die Bergleute — sie mußten sich schmal machen und ihre Arme wie beim Köpfsprung nach oben strecken — in die Bombe. Ein Flaschenzug holte sie aus ihrem Verlies. Zechen in aller Welt kopierten das Rettungsgerät, das allein in Lengede 14 Bergleuten ans Tageslicht verhalf. Ingenieur Au, heute Betriebsinspektor auf der Ahleener Grube „Westfalen“, weiß nicht, wie viele Knappen insgesamt damit bereits gerettet werden konnten. Er hat die „Dahlbusch-Bombe“ nicht zum Patent angemeldet: „Hauptsache, die Kerle kommen 'raus.“